

(Nachdruck verboten.)

83]

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Uram.

Mit der seelischen, so wohlthuenden Ruhe der letzten Woche war es bei Magda vorbei wie mit dem Regen.

Dahin brachte sie es aber doch, daß sie den Verstand nicht über ihr Empfinden ließ; denn der Verstand gleicht einem resoluten Arzt, stets bereit, blohzulegen und zu secieren. Dagegen sträubte sich ihr Empfinden auf das heftigste wie ein schämiges Mädchen.

In ihrem Herzen wogte es und warf sich unruhig hin und her, aber sie hielt mit aller Energie die Thüre zu und ließ den Verstand nicht hinein.

Die Unruhe wurde so natürlich nicht beseitigt, nur das sich klar werden über die Ursachen derselben aufgeschoben.

Wenn in ihrem Herzen selbst eine Stimme laut werden wollte, legte sie ihr sofort die Hand auf den Mund. Nur still, nur nicht reden, nur warten, bis . . . bis? . . . Bis wann denn? . . . Still, nur nicht denken . . . Ruhe, Stille ist das Beste für Kranke.

„Also bist du krank?“ fragte es in ihr.

Nur still, wehrte Magda und besuchte gleich am Sonntag mit noch größerem Eifer als bisher die Kranken im Dorfe.

Heute allein; denn zu seiner Post brauchte Schäfer die Arbeiter nicht. Er hielt sich an Otto, was zudem auch viel bequemer war. Dieser wußte so viel aus der Kleinstadt und konnte das so drastisch wiedergeben, daß Schäfer mit der Post gerade keine mühselige Arbeit hatte, was ihm sehr wohl that, denn er produzierte sonst sehr schwer.

„Die einzige Ähnlichkeit, die ich mit Lessing habe,“ sagte er.

Otto hatte gesehen, wie Magda und Schäfer Arm in Arm durch den kahlen Wald gegangen. Er hatte absichtlich so laut gepfiffen, um ihnen Zeit zu geben, bis er bei ihnen war, daß sie nicht verlegen werden mußten.

Nun sah er heute mit stillem Behagen, wie Schäfer sich mehr an ihn anschloß, und Magda auch nicht mehr so intim und schwesterlich that.

Das ist die Stille vor dem Sturm, frohlockte er. Dem angebissen hatten sie zweifellos. Sonst wären sie nicht so anders zu einander.

In diesem Stadium sind Liebende wie Nachtwandler, dachte Otto. Man darf sie nicht anrufen, sonst „fallen sie vom Stängelchen“. Wenn die Fische anbeißten, darf man auch nicht gleich und heftig die Schnur emporreißen. Immer hübsch geduldig, bis ein Loskommen nicht mehr möglich ist. Dann anziehen und zappeln lassen.

Schon in aller Frühe dieses Sonntags ging Magda in das Haus, in dem der Verwundete von gestern wohnte.

Er lag im Fieber und stöhnte heftig. Auch schrie er zuweilen laut über die heftigsten Schmerzen in der rechten Hand, die gar nicht mehr da war.

Seine Frau saß neben dem Bett und hatte den Rock ihres Manns vor sich, der bei dem Unglück weit über die Hälfte des rechten Ärmels eingebüßt hatte.

Sie benahm sich sehr zuvorkommend gegen Magda. Hatte ihr deren Mann doch fünfzig Mark geschenkt.

„Sehn Sie nur“, klagte sie dann, „der Rock war wie neu, un wie sieht er jetzt aus!“

Sie hielt Magda den zersetzten Ärmel hin.

Magda schüttelte sich. Dieser zersetzte, ausgerissene Ärmel ließ sie plötzlich den ebenso zersetzten, ausgerissenen Arm sehn.

Höchst befriedigt von dieser Wirkung nahm die Frau den Ärmel wieder an sich und begann mit einer dicken Nadel, durch die ein dicker, grauer Faden gezogen war, an dem Ärmelstumpf herumzusüßeln.

„Meine Sie mit auch, so geht's noch ganz gut?“ fragte sie. „Ein ganz neue Ärmel braucht er ja nit mehr. Es wird so für sein rechte Arm noch groß genug sein.“

Magda war derselben Ansicht, wenn sie sich auch sehr wunderte, daß die Frau so ruhig blieb.

Ganz anders hatte sich Magda die Frau vorgestellt und in ihrem Kopf schon im Voraus alle Trostgründe auf einen

Gausen gelegt, deren sie nur habhaft werden konnte, um sie gleich bei der Hand zu haben. Nun war das gar nicht nötig.

Als aber die Frau diese Arbeit beendet hatte und der Rock an einem Nagel in der Stubenthür hing, fing sie laut an zu jammern über das Unglück.

Denn wie jetzt der Rock dahing und so offenkundig seine Verstümmelung zur Schau stellte, war es um ihre Fassung geschehen.

Schnell griff Magda zu und schleppte von Trostgründen herbei, so viele sie nur auf Lager hatte. Aber sie fühlte bald selbst, dieser Frau wollte von ihnen allen keiner so recht passen.

„Nehme Sie's nur nit for ungut, Frau Deretter, aber es is gar zu arg, en Mann ohne Arm. Ach Gott! ach Gott! das muß sei Zeit halve, bis ich mich da drei sinne!“

Da der Kranke, wohl mit durch den Darm, den seine Frau machte, immer unruhiger wurde, aus dem Bett springen wollte, verabschiedete sich Magda schnell.

Draußen stand sie eine Weile. Was nun? Jedenfalls nun nicht nach Hause. Unwillkürlich gingen ihre Füße der Wohnung des alten Asthmikers zu, dem sie ihren ersten Krankenbesuch mit Schäfer zusammen gemacht hatte.

Magda begrüßte den Gastenden freundlich und setzte sich neben sein Lager auf den Stuhl.

Hier hatte sie damals auch gefessen. Dort hatte Schäfer gestanden. Wie lange das her war! Wie anders das heute war!

Magda fuhr zusammen. Himmel! mußte er gerade jetzt einen Anfall bekommen, wo sie ganz allein mit ihm war. Sie sah sich hilflos nach der Thür um, aber kein Doktor Schäfer trat über die Schwelle.

Wie der alte Mann sich quälte.

Sie griff schnell unter sein Kopfkissen und hob ihn ein wenig, wie sie es Schäfer hatte thun sehn.

Mit der noch freien rechten Hand tastete sie nach der Flasche. Richtig, da war sie. Aber Magda konnte sie so nicht öffnen. Sie mußte den Keuchenden erst wieder zurückfallen lassen.

O Gott, wie er stöhnt! Jetzt stirbt er gewiß! dachte sie entsetzt, denn es grauste sie vor dem Sterben, das sie noch nie gesehen hatte.

Fastig entkorkte sie die Flasche und goß ein paar Tropfen Schnaps auf ein Stück Zucker, das auch zur Hand war.

Sie hob den Nöchelnden wieder hoch und schob das Stück Zucker zwischen die halb geöffneten, aufgesprungenen Lippen.

Nun wurde ihm ein wenig leichter. Da legte sie den Kopf wieder zurück auf den Strohsack.

„Geht's wirklich besser?“ kam es zaghaft von Magdas Lippen.

Er nickte zustimmend, aber nur mit den Augen, denn er fühlte sich auf einmal sehr schwach.

Magda war froh; und sie freute sich auch, daß sie so gut allein fertig geworden war.

Langsam schlug der Alte jetzt die Augen auf, weit auf. Magda sah erstaunt auf ihn. Welch ein junger Glanz stand auf einmal in den sonst so alten, toten Augen.

„G' sie sich dessen versah, griff er nach ihrer Hand und küßte sie. „Ich danke, ich danke sehr für alles“, sagte er. Wie seine Stimme klang! Gar nicht mehr, als käme sie aus einer zerrütteten Brust, sondern aus einer lichten Höhe.

„Nit for ungut,“ sagte er nochmals laut, „aber es is mir so gut, so gut.“

Er schloß die Augen.

Nach einer Weile murmelte er: „Wie schön, wie schön!“

Ein leichtes Lächeln trat langsam aus den geschlossenen Augen zwischen den Lidern hervor und ging langsam über das ganze Gesicht. Jetzt streckte sich der Körper ein wenig, wie sich ein Kind im Bett streckt, um zu schlafen, nachdem es sich müde gespielt.

Magdas Blick hing gespannt an dem Alten, ohne genau zu wissen, warum eigentlich.

Wie sich das Gesicht veränderte. Alles Bequälte und Schmerzliche glitt leise dahin wie Schatten vor der Sonne; und an die Stelle trat eine feierliche Ruhe. Nein, das ist

nicht der rechte Ausdruck, dachte Magda. Eine vornehme Ruhe. Vornehm und edel war dies sonst so gewöhnliche Gesicht geworden. Sonderbar, wie der Schlaf dies Gesicht zum Vorteil veränderte!

Sie mußte es immer ansehen.

Plötzlich erschrak sie über die Totenstille im Zimmer.

Sie lauschte angestrengt, aber sie hörte keinen Atem nicht mehr. Er war doch nicht . . . ? . . . Sollte er? . . .

Sowohl, er war tot. Der Puls stand still, nach dem sie fühlte.

Ebenso schnell wie er gekommen, fiel jetzt aller Schreck von Magda. Sie hatte sich Sterben ganz anders vorgestellt; als etwas Furchtbares, wogegen sich alles aufbäumt im Menschen.

Hier garnichts der Art. Es war einfach schön, wie friedlich der Mann da lag. Wie war sie froh, daß sie es einmal erlebt hatte. Nein, vor dem Tod würde sie sich so leicht nicht mehr fürchten.

Sie sah noch einmal lange auf das friedliche Gesicht, das so fein und edel geworden. Dann ging sie still hinaus.

Magda ging ein wenig spazieren.

Eine große Ruhe war in ihr, die sie allein genießen wollte. Als hätte sie etwas sehr Erhebendes erreicht. Wenn das der Tod ist! dachte sie wieder und wieder. Wie frei ihr ums Herz wurde.

Endlich wandte sie sich nach Hause. Es war ganz sonnig still in ihr.

„Das war der schönste Gottesdienst meines Lebens, dies Sterben.“

Sie blickte auf. Wie ein Schutz in ein weltfernes Thal fuhr ihr der Schreck in die friedliche Seele. Dort am Fenster stand die Marie Jung, von der neulich Schäfer in so häßlicher, fribolarer Weise geredet . . . Sie mußte einen Augenblick stehen bleiben. Das ärgerte sie sehr und kurz entschlossen trat sie in das Haus, wo Marie Jung immer noch am Fenster stand.

Eifersüchtig! hatte etwas in ihr gespoilet. Das wollen wir doch sehen, hatte sie geantwortet.

Marie Jung war sehr erfreut und strahlte über das ganze Gesicht, als Magda eintrat, was diese sehr verwunderte. Dies Strahlen kam aber daher, daß der Marie Jung, als sie die Frau Direktor draußen erblickte, der Gedanke durch den Kopf geschossen: ach, wenn sie doch auch bekehrt würde! Was gäbe das einen Segen für das ganze Dorf!

Um das bekehrt werden freisten nämlich ständig ihre Gedanken. Aber nur zu oft mußte sie hören, wenn sie einer Altersgenossin zusprach, sie möge doch auch in die Versammlung kommen, Buße thun und fromm werden: „Ach was, ich bin nit schlechter als die seine Leut! un die halte's fromm sein all nit für nötig!“

Wenn nun die Frau Direktor gewonnen würde, das würde Eindruck machen, da würde wohl manches zur Besserung kommen.

So hatte denn die Marie eben einen brünstigen Gebetsseufzer gen Himmel geschickt, er möge doch ein Einsehen haben und das Herz der Frau Direktor wenden. Sie sah eine Gebetserhörnung darin, daß Magda gerade jetzt zu ihr kam. Daher die Freude und das Strahlen auf des Mädchens Gesicht.

Magda that es in ihrer augenblicklichen Stimmung gar nicht wohl, denn das Mädchen sah so wirklich geradezu schön aus. Warum ist dir das nicht angenehm? Einerlei, es ist mir nun einmal nicht angenehm.

Magda benahm sich sehr zurückhaltend und gab als Grund ihres auffälligen Kommens an, daß sie einmal nach der Marie hätte sehen wollen, wie es ihr ginge nach dem schweren Verlust, den sie durch den Tod des Vaters erlitten. Seitdem sie sich etwas mehr um die Fabrikarbeiter kümmerte, wußte sie ein wenig um solche Dinge Bescheid.

Gerade diese Frage gab nun der Marie willkommenen Anlaß, der Frau Direktor ihre Beteuerungs-geschichte zu erzählen, und von ihrem Glück zu berichten, dessen sie dadurch teilhaftig geworden.

Magda hörte geduldig zu. Aber ihre Augen beschäftigten sich doch noch mehr mit dem Mädchen, als ihre Ohren mit deren Erzählung, Wirklich sehr, sehr hübsch, mußte sie sich immer wieder sagen.

Auf einmal ärgerte sie das nicht mehr, sondern wurde ihr geradezu eine Genugthuung. So war es wenigstens begreiflich, daß Doktor Schäfer von ihr gesprochen, daß sie Eindruck auf ihn gemacht.

Als Magda so weit war, stand sie auf, reichte Marie die Hand und sagte: „Besuchen Sie mich doch einmal. Was Sie da erzählen, ist wirklich nicht uninteressant.“

Die Marie Jung war erst ein wenig verduht, ja fast gekränkt, daß die Frau Direktor so plötzlich aufbrach, denn sie war noch lange nicht zu Ende mit dem, was sie hatte sagen wollen. Aber zugleich tröstete sie auch die Aufforderung zum Besuch. „Ja, sehr gern,“ sagte die Marie froh und drückte der Frau Direktor energisch die Hand.

Als Magda draußen, dankte Marie Jung Gott in großer Freude, daß es so gekommen, und bat ihn, er möge doch auch weiterhelfen und das gute Werk, das er offenbar mit der Frau Direktor vorhabe, auch vollenden.

Während sie mit glänzenden Augen hin und her ging, sah sie schon im Geist das ganze Dorf verwandelt. Alles war wie zu Christi Zeiten ein Herz und eine Seele geworden. Wie herrlich, wie wunderherrlich würde das sein!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Begräbnis.

Von Siegmund Niedzwiedl.

Ein blinder Gaul zog einen alten Leiterwagen, der Aufscher, ein ausgemergeltes Bäuerlein, mit einem dicken Kopf auf dem mageren Halse, Schwang unbarmherzig einen Peitschenstiel über dem Rücken des Pferdes; und im Wagen selbst, zu beiden Seiten des umgehobelten Bretterfahrs, hockten zwei schlecht gekleidete, magere Gestalten, Madla der Schuster und Malinski der Lackierer. Sie gaben ihrem Fremde Jawias — er war Dorfschuster in Wasli gewesen — das letzte Geleit. Der Sarg war in Stroh gebettet, das man gewiß hinter irgend einer Scheune aufgesehen hatte.

Die beiden klammerten sich fest an die Seiten, die die Wagenwände bildeten, der Wagen schüttelte gewaltig, während er über die holprige Dorfstraße fuhr. Der Boden war lehnig und die Straße hatte Löcher und Gräben. Wilde Sträucher standen zu beiden Seiten und bildeten eine dichte Hecke bis zu der Stelle, wo die Dorfstraße in die Chaussee mündete und in einen breiten gepflegten Weg, der bis zum städtischen Friedhof führte. Wie ein Bettler im Winter zitterte der Wagen, der Aufscher slog auf seinem Sitze hin und her, der Sarg bewegte sich mit und die beiden im Wagen wurden so viel gerüttelt, daß ihr ganzer Körper unter den Kleidern zuckte, die dünnen Bäden bewegten sich wie im Takt, und die mageren Gestalten mit den krampfhaft an den Leitern geklammerten Händen flogen in die Höhe bei jedem Stein, den der Wagen berührte, bei jedem Loch, in das er hineinfuhr. Aber der alte Aufscher zog die Bügel an und knallte einmal um das andre mit der Peitsche. Er hatte Eile. Für drei Sechser kann man nicht langsam fahren, selbst wenn es sich um einen Toten handelt.

Als sie die Chaussee erreicht hatten und nur hundert Schritte sie noch vom Friedhof trennten, wurde er plötzlich nachsichtig und legte die Peitsche fort, der gute Weg stimmte ihn milder; und dann kam auch von der Stadt her ein langer Trauerzug. Die Bettler an der Friedhofsmauer winkten ihnen heftig mit den Armen und einer öffnete den zahnlosen Mund und rief mit einer dünnen Stimme, die ihren Klang durch das viele Getöse schon längst verloren hatte.

„He! Ihr dort, bleibt doch stehen!“

Da hielten sie.

Die Bettler und Bettlerinnen an der Friedhofsmauer hielten ihre Augen auf den langen Zug, der sich langsam näherte und die drei auf dem Wagen starteten auch hin, der Aufscher legte schweigend die Hand über die Augen, denn die Sonne stach ihn, der Schuster lugte unter dem verbogenen Schirm seiner Mütze hervor und der Lackierer schob den alten Hut mit den saferigen, verschossenen Rändern etwas aus der Stirn, um besser sehen zu können. Woß der Gaul ließ blind für alles Irdische den Kopf hängen und senkte mahnung die Lider über die alten Augen. Nur das Fell zuckte manchmal und der dünne ungepflegte Schweif schlug bald rechts, bald links, um die Fliegen und Dremfen zu verjagen.

Die beiden Trauerzüge standen einander gegenüber.

Die auf dem Wagen zeichneten sich scharf ab von dem klaren blauen Himmel mit den leichten, weißen Wölkchen und ließen den langen Trauerzug an sich vorüber ziehen. Sie standen unbeweglich und warteten geduldig, ohne zu murren. Die Bettler hatten es befohlen, der prächtige Anblick befohl es, das Gefühl der eignen Niedrigkeit befohl es, dasselbe Gefühl, das den ärmlich Gekleideten zwingt, dem Reichen aus dem Wege zu gehen, das Gefühl, das ihn zwingt, mit Bewunderung zu imperimenten Mienen und behäbigen Gestalten aufzuschauen, sich demütig zu bücken vor lauten, frechen Stimmen.

Das Begräbnis war herrlich.

Erst kam eine Reihe von Geistlichen in vollem Ornat mit brennenden Kerzen in den Händen, dann Scharen von Waisenkindern mit Wachslichtern zwischen den kleinen Fingern, eine Abteilung Laß-

Köpfiger, langbärtiger Greise aus dem städtischen Versorgungshaus, hinter ihnen die alten Frauen mit sauberen Hauben. Und alle hatten sie brennende Lichter in den Händen. Nun erst kam der Leichenwagen. Der schwarzgekleidete Leichenführer mit dem langen Stab in der Rechten führte würdevoll die sechs Pferde mit den schwarzen Dedeln und den Federbüscheln, der Leichenwagen strotzte von Silber wie ein Altar und der Metallfarg war über und über vergolbet, herrliche Kränze bedeckten den Dedel und die breiten Seidenschleifen mit den goldenen Lettern zeugten von den Gefühlen der Freunde und Verehrer des Verstorbenen. Von seinen Thaten und Tugenden sprachen sie. Hinter dem Wagen kam das Trauergeleite, lauter Herrschaften in dunklen Kleidern, alte Herren, Frauen, junge Leute, den Schluß bildeten zwanzig Wagen, sie fuhren langsam, traurig und feierlich.

Kladla und Malinski starrten voll Verwunderung dem Zug nach; so ein Begräbniß hatten sie noch nicht gesehen. Sie hatten eigentlich überhaupt noch nicht viel Begräbnisse gesehen, sie mußten ja immer arbeiten, tagaus, tagein, von früh bis spät. Das nennt man menschlich begraben werden, für so ein Begräbniß lohnt es wahrhaftig zu sterben. Das nennt man Trauer hinterlassen und Thränen und Schmerzen und Waisen!... So viel Geistliche und so viel Menschen und Pferde und Vögel! Wenn so einer stirbt, dann wissen wenigstens alle, daß er gestorben ist... Oh! So einer kommt in den Himmel... Und wie sie schön singen und wie der hülende Alte an der Thür läutet.

Die drei armen Teufel auf dem Wagen schauten dem Zuge nach, wie er langsam in den Friedhof einlenkte. Ein paar Herren hoben den Carg vom Wagen und trugen ihn auf ihren Schultern weiter, wie etwas Ungeübliches, ganz Unberordentliches, dann verschwand alles hinter den Friedhofsmauern.

„Schönes Begräbniß!“ krächzte der Aufseher mit vom Alter heiserer Stimme.

„Was hat er davon, er wär' vielleicht lieber leben geblieben.“ bemerkte tiefsinnig der Ladirer. Und der Schuster, der tiefsinnigste von den dreien, fügte seufzend hinzu:

„Alles nimmt daselbe Ende. So ist das menschliche Leben.“

Der Gaul kratzte sich den mageren Bauch, bald mit dem linken, bald mit dem rechten Hinterfuß und schlug mit dem dünnen Schwanzende um sich.

„Wijooo!“ schrie der Aufseher mit pfeifender Stimme und zog die Zügel an. Der Klepper machte einige Schritte, er redete seine Sehnen und zog an den Strängen und brachte schließlich den Wagen mit fortwährendem Schütteln und heillosem Spektakel wieder in Bewegung.

Sie fuhren schlückern bis ans Thor. Der Ladirer und der Schuster sprangen vom Wagen und entfernten rasch die Strohhalm von ihren Beinleidern, und der Bauer warf die Zügel um den dicken Knopf, vorn am Wagen.

Sie fanden niemand an Thor. Die Totengräber waren alle Hals über Kopf zu dem offenen Grabe gerannt, und die Bettler hatte der Trauerzug auch angezogen, denn man sollte nachher Almosen verteilen. Sie mußten also warten; aber das Bäuerlein kratzte sich den Kopf und brummte, es hatte keine Zeit zu verlieren.

Aber einen Augenblick später kam der Friedhofs-Aufseher aus dem kleinen Hause an der Mauer. Er hob den Kopf und musterte die Neuankommenen. Malinski und Kladla gingen auf ihn zu und meldeten unter Bücklingen ihr Anliegen.

„Und das Begräbnißgeld“, unterbrach er sie.

Sie schauten einander an.

„Also gebt Ihr's oder gebt Ihr's nicht! Für das Grab muß man Begräbnißgeld zahlen.“

Das hatten die beiden nicht gewußt, sie hatten zum erstenmal im Leben mit derlei Dingen zu thun.

Sie wagten erst nicht nach dem Preise zu fragen, aber die Notwendigkeit giebt Mut.

„Ein Gulden und zwanzig Kreuzer“, sagte der Aufseher.

„Oh, Gott!“ schrie Malinski auf.

Und sie schauten wieder einander an. Der Ladirer versenkte die Hand in die Hosentasche und der Schuster suchte in der Westentasche. Sie flüsteren erregt miteinander und suchten nervös in allen Taschen, während der Aufseher gelangweilt den Blick über den Friedhof schweifen ließ, einen Wald von Kreuzen, Grabmälern und kleinen Kreuzen, dicht zusammengedrängt in den engen Friedhofsmauern, Zeichen der Qual und des Todes.

„Nun“, fragte er plötzlich.

Sie stießen einander mit den Ellbogen und brachten dann gleichzeitig stotternd hervor, indem sie ihren ganzen Mut zusammenrafften:

„Wir haben nicht so viel.“

Er warf ihnen einen vernichtenden Blick zu. „Wollt Ihr mich zum Narren halten?“ sagte der Blick.

„Wir haben... alles in allem... siebzig Kreuzer“, stotterte Kladla. Er hatte dreimal tief Atem holen müssen, um die paar Worte hinauszubringen. Und Malinski fügte hinzu:

„Einundsiebzig.“ Auf dem Grunde seiner Tasche unter Brotkrumen hatte er noch einen armseligen Kreuzer entdeckt.

„Hier giebt's kein Handeln“, sagte der Friedhofs-Aufseher streng. Die Tage ist ein Gulden und zwanzig Kreuzer, und Schluß damit!... Und macht keine langen Geschichten, denn das ist eine Schande, daß die Leiche warten muß. Einundsiebzig Kreuzer... auch was Neues! Fürs Totenmahl wird sich was finden, aber die Tage könnt Ihr nicht bezahlen. Natürlich! Also macht ein

Ende, Leute, ein Ende, lästert Gott nicht... Daß ich Euch nicht was sag!

Verzweifelt, ratlos begannen sie mit einander zu flüstern. In die Erde hätten sie versinken mögen vor Scham. Draußen vor dem Thore wartete ihr armer Kamerad; aus dem Reich der Lebendigen war er verstoben und in das Reich des Todes wollte man ihn nicht aufsuchen. Und ihre Schuld war's.

Endlich faßte Kladla einen Entschluß. Er verneigte sich wieder tief und sagte:

„Euer Wohlgehoren, wir werden den Rest am Abend bringen.“

„Was soll das heißen?“ schrie der Aufseher wütend und suchte aufgeregt mit den Händen in der Luft herum. „Hier wird bar bezahlt. Werd' Euch suchen gehen am Abend, jawohl!“

Der Ladirer warf sich in die Brust und legte betauernd die Hand aufs Herz, aber der Beamte spuckte aus und drehte ihnen den Rücken. Er legte die Hände nach rückwärts unter den Rock und spreizte die Beine auseinander.

(Schluß folgt.)

## Meines Feuilleton.

— Um eines Wagens Länge. Wilhelm Paulsen schreibt in der „Frankfurter Zeitung“: Es war eine eiskalte Januar-Nacht des Jahres 187°. Für den fälligen Nachteilgüterzug, der fahrplanmäßig um 4 Uhr früh in den Centralbahnhof X unserer Heimatprovinz einfahren sollte, war schon von Norden her eine Stunde Verspätung angemeldet. Der Telegraphist, der mir — als diensttuenden Stationsbeamten — die betreffende Depesche übergab, meinte treuherzig: „Na, da können Sie ja gut noch ein Stündchen ruhen; wenn etwas passiert, rufe ich.“

Ich acceptierte diesen Vorschlag um so lieber, als er merkwürdig genau meinen ureigensten Wünschen entsprach — war ich doch schon seit acht Uhr abends im Dienst.

Der Ofen im kleinen Stationsbureau, das unmittelbar neben dem Telegraphenzimmer lag, strahlte eine angenehme Wärme aus, der Wind heulte in den Telegraphendrähten und das Klappen der nebenan befindlichen zahlreichen Morse-Apparate drang gedämpften Tons an mein Ohr — ein passendes Schlummerlied für den müden Eisenbahner.

Ich mache mir's also auf dem ehrwürdigen alten roten Plüschkanapee bequem und liege bald im sogenannten „dienstbereiten Halbschlummer“.

Gerade Zeit möchte ich so geruht und geträumt haben, als mich die gemessene Stimme des alten Telegraphisten wieder in die Wirklichkeit zurückrief:

„Herr P... der Zug ist eben von N. ab, hat jetzt reichlich zwei Stunden verloren, 's ist jetzt schon nach 6 Uhr!“

Schnell sprang ich auf — der warme Paletot und ein guter Pelztragen waren fix umgeworfen und — hinaus ging's in den eisigen, dunklen Wintermorgen.

Puh — — brrr! Was war denn das! Da hatten wir ja den Grund für die große Verspätung; ein fürchterliches Schneetreiben hatte sich eingestellt; wild wirbelten die weißen Floden den Perron entlang und fußhoch lag der Schnee überall zwischen den Geleisen, hier und da an besonders geschützten Stellen vom Winde zu wahren Bergen zusammengeweht!

Aber da durfte nicht gezauert werden. Galt es doch, die langgedehnte Geleis- und Weichenstraße zu revidieren, ob alles in Ordnung und alle Weichensteller und Signalwärter auf ihren Posten. Denn all die modernen Sicherheitseinrichtungen, Stellwerke, Weichenverriegelungen, Blockapparate waren für uns damals noch „unbekannte Größen“. Da hieß es noch: „Selbst ist der Mann!“ —

„All right!“ Damal schnell wieder zurück; das Einfahrtssignal wird gesteckt und kurz darauf kommt dampfend und pustend, über und über mit Schnee und Eis bedeckt, der schwere Zug in den Bahnhof gerasselt. Jetzt rasch die Maschine abgekuppelt, am Krahn wieder Wasser eingenommen und schließlich werden noch fünf von Dänemark für N... mit frischen Fischen beladene Wagen ausgerangiert; der Fahrbericht des Zugführers ist attestiert und — weiter geht's dem Süden zu.

Da kommt auch schon der Telegraphist mit der Meldung: „Frühzug von N... nähert sich, kann er kommen?“

„Nein, wir haben ja noch die fünf Wagen hier am Geleis, doch — halt — da sind ja schon die Rangierer mit den Pferden“, wer weiß — überlege ich schnell — ob der Zug, wenn er bei dem Wetter draußen in der starken Kurve vor dem langen Bahnhofe noch erst halten muß, uns nicht stecken bleibt — lassen Sie ihn nur herein, wenn er von draußen gemeldet wird; bis dahin haben wir leicht freie Bahn!“

Die beiden kräftigen Brannen waren inzwischen mit der langen Rangierkette an die Wagen gespannt, die Rangierer und ich selbst legten uns feillich mit ins Zeug, doch — was ist das? — Die Wagen rüden und rührten sich nicht; in der kurzen Zeit von fünf Minuten hatte der immer stärker werdende Sturm den losen Frostschnee in solchen Massen auf die Schienen, vor die Räder und zwischen die Radspeichen getrieben, daß all' unsre schier übermenschliche Anstrengung fruchtlos war.

In der Ferne hörte ich das dumpfe Rollen des heranbrausenden Schnellzugs; gespenstisch warfen die Lokomotivlaternen ihren fahlen

Schein über die weiße Schneedecke, — da war keine Zeit zu verlieren! Mit Ausbietung meiner ganzen Lungenkraft rief ich die am Gütersehuppen uns gegenüber rangierenden Schirmeister um Hilfe an und die Signallaterne des nächsten Weichenstellers ergreifend, eile ich durch den meterhoch zusammengetriebenen Schnee, den schweren Mantel im Laufe abwerfend, über Geleise und Weichen dem Zuge entgegen, — die Laterne als Haltsignal in weitem Bogen herum-schwingend.

Welche Gedanken mir in diesem Augenblicke durch den Kopf schossen — wer vermag dies zu schildern? Ging doch meine Existenz, mein Lebensglück — ja vielleicht das Leben vieler von wenigen Minuten ab!

Da — ein schriller, langgezogener Pfiff, gleich darauf wiederholte kurze Pfliffe der Lokomotive des einfahrenden Zugs überzeugten mich, daß man trotz des dichten Schneestäubers mein Signal gesehen. Im selben Augenblicke kaufte auch schon der ausnahmsweise mit zwei Lokomotiven bespannte Zug an mir vorbei.

So schnell mich meine Kniee tragen konnten, lief ich zurück, dem Zuge nach; da — er hält, und — eine Wagenlänge davor die schneebedeckten fünf Güterwagen, von den inzwischen zahlreich herbeigeilten Hilfsmannschaften grade eben langsam in Bewegung gesetzt! Der Zug fuhr sofort auf mein Signal am Hauptperron vor, die Passagiere verlassen die behaglich durchwärmten Sitze, andre steigen ein, sie alle ahnten nicht, in welcher Gefahr der Zug und seine Insassen soeben geschwebt haben. —

**Theater.**

**Lessing-Theater:** Die Mission von Philipp. — Wahrhaftig — ich möchte nicht Philipp sein. Es muß ein Kreuz sein, mit seiner Produktion immer auf der Höhe der Ereignisse zu bleiben. Die Ereignisse jagen sich in unsrer Zeit und selbst der gewiegteste Spekulant kann nicht wissen, ob ein Ereignis, das heute alle Geister beschäftigt, nicht schon nach wenigen Wochen durch andre Dinge verdunkelt ist. Zum Teufel ist dann die Aktualität und zum Teufel das schöne Geschäft. Es ist ein Kreuz — ich sagte es bereits.

Philipp hat diesmal die Drehfusaffäre vernüßelt. Früher hat er einmal aus der Entlassung Bismarcks Kapital geschlagen — der Mann nimmt alles mit. Die Frage ist nur, ob diesmal die Rechnung stimmt. Ich glaube es eigentlich nicht. Die Vorgänge in China sind in höchst unliebsamer Weise dazwischen gekommen und zum Ueberflus wird das hungrige Publikum noch mit dem Prozeß Sternberg gefittert. Dieser verfluchte Sternberg! An und für sich ist er ja für einen Dramatiker wie Philipp ein Glück und wahrer Segen — er bietet ihm Stoff zu freudigen Gefängen. Aber er hätte später kommen müssen! Der Teufel mag aktuell bleiben, wenn ein so fetter Prozeß auftaucht, während gerade die Proben des neuesten Stücks beginnen. Es ist ein Kreuz — ich muß es dreimal sagen. Die Drehfusaffäre sieht übrigens bei Philipp recht harmlos aus. Drehfus — Lucius oder so ähnlich heißt er im Stück — muß vier Jahre sitzen und seine Frau hat die „Mission“ auf sich genommen, ihn zu befreien und zu rehabilitieren. Er hat ja die bewußten Papiere gar nicht verschachert. Das hat so ein Hintertreppengeschäft von einem Präsidenten gethan, der Karriere machen und sich zudem dafür rächen wollte, daß Lucius ihm vor Zeiten die Frau weggeschleppt hat. Im Hintergrund spulen außerdem noch ein ausgehaltenes Frauenzimmer und ein Kopist herum, die beide irgendwie an der Sache beteiligt sind. Frau Lucius bedient sich nun eines höchst sinnreichen Mittels. Sie macht den Präsidenten verliebt — einfach! Und der giebt in verliebter Laune — einfach! — die Brieftasche her, in der die kompromittierenden Papiere stecken. So schlicht ist Felix Philippis Gemüt. —

E. S.

**Kulturgegeschichtliches.**

**ek.** Von den Tischen der Reichen. Ein Londoner Blatt schreibt: Als Graf Voni de Castellane für die ersten Kirichen auf dem Pariser Markt in diesem Jahre 16 M. pro Stück bezahlte, stellte er auf diesem Gebiete einen Rekord auf, der nicht gebrochen werden wird, obgleich die neueste Mode der Winterjaison bei „smarten“ Dinners darin besteht, zum Dessert Zwergkirichenbäume mit reifen Früchten auf der Tafel zu haben. Die ersten Obsthändler im West-End Londons haben denn auch im Sommer weitgehende Vorbereitungen getroffen, um die Tische der Reichsten in diesem Winter mit kleinen Obstbäumen, die Sommer- oder frühe Herbstfrüchte tragen, in genügender Zahl versehen zu können. Diese Treibhaus-Erzeugnisse zeitigen in der Regel phantastische Formen; sie dienen gleichzeitig als Tafelschmuck und als Dessert. Die Mode stammt aus Paris, wo diese besondere Obstbaum-Industrie schon einen bedeutenden Umfang angenommen hat. Der Bedarf für London wird teils in den eignen Treibhäusern der Obsthändler gedeckt, teils importiert. Kirichenbäume sind am beliebtesten. Wenn sie auf die Tafel kommen, sind sie vier bis fünf Jahre alt, nicht über drei Fuß hoch, haben dichtes, zu seltsamen Formen beschuitenes Laub und glänzen von großen roten Kirichen, die sehr gut schmieden. Diese Bäumchen werden in große Töpfe gethan und in Warmhäusern getrieben. Wenn die Blätter abfallen, werden die kleinen Früchte sorgfältig geerntet und der größere Teil abgeschmitten, so daß sich nicht mehr als 100 Kirichen entwideln dürfen. Dadurch erzielt man sehr große wohl-schmeckende Früchte. Täglich werden Bäume ins Treibhaus gebracht, damit Mitte Winter ständig Vorrat vorhanden ist. Die Gärtner richten sich so ein, daß zu Weihnachten gleichzeitig blühende und auch mit Früchten beladene

Bäume vorhanden sind. Ein solcher, in schönster Blüte prangender Kirichenbaum wird zu einer Zeit, wo die Erde mit Schnee bedeckt ist, als liebliches Frühlingbild einen wunderbaren Anblick gewähren. Kirichen sind zwar am meisten beliebt, aber es ist auch Nachfrage nach roten Aepfeln, Birnen und Pfirsichen. Auch diese Bäume werden ebenso behandelt, d. h. es werden nur wenige Früchte zur Reife gebracht, wodurch man besonders große, schön gefärbte und schmackhafte Früchte erzielt. Die Pariser Obstzüchter rechnen darauf, daß ihre Produkte auch in London vielfach Absatz finden werden. Die Preise sind natürlich sehr hoch; im Frühling kostete in Paris schon ein Pfirsich 6 M., ein Apfel 1 M. und ein Pfund Trauben 9 Mark. —

**Technisches.**

— **Verbessern von weichem Eisenguß.** Schon vor etwa zwanzig Jahren wurde die Entdeckung gemacht, daß das weiße Eisen, welches die harte Außenkruste von abgegrichteten gußeisernen Wagenrädern bildet, durch verfeinliche Ueberziehung im Glühofen vollständig in weiches feinkörniges dunkles Grau-Eisen übergeführt worden war. Von dieser Entdeckung hat man damals keinen praktischen Nutzen gezogen, aber neuerdings ist man nach der „Technischen Rundschau“ dazu übergegangen, die gleiche Art der Verwandlung von weichem Gußeisen in graues Gußeisen gewerblich auszubenten. Man benutzte weißes Gußeisen für den Guß verschiedener Gegenstände, jetzt die nachträglich starker Ausglühung aus, ohne eine Entkohlung wie beim Tempern herbeizuführen und gewinnt dabei graues Gußeisen, dessen Festigkeit 33,7 bis 47,2 Kilogramm pro Quadratmillimeter beträgt. Man erzeugt jetzt Kerze, Beile und andre Schneidwerkzeuge aus geringem weichen Gußeisen, indem man dieses nachträglich durch Ausglühen in graues überführt und alsdann an der Schneidkante durch plötzliches Abkühlen härtet. Derartige Schneidwerkzeuge werden unter dem Namen von Stahlguß verkauft, welche Bezeichnung doch nach der vorstehenden Erklärung nicht gerechtfertigt ist; das Metall ist nicht Stahl und nicht Temperiren, sondern ein Produkt, welches zwischen gewöhnlichem Gußeisen und Stahl liegt und mit jedem dieser beiden Metalle eine gewisse Verwandtschaft besitzt. Die Struktur dünner Gußeisenstücke wird durch langsame Abkühlung ganz bedeutend beeinflusst; dünne Gußstücke, welche in nächster Nachbarschaft eines großen Gußstücks im Sande blieben, bis das letztere abgekühlt war, waren sehr viel weicher und förmiger als gleich dicke Gegenstände, welche von dem gleichen Metall ohne so langsame Abkühlung erhalten wurden. Es er-giebt sich hiernach die Zweckmäßigkeit, kleinen Guß, welcher zu Maschinenteilen benutzt wird, nachträglich einem Ausglühprozeß zu unterwerfen. —

**Humoristisches.**

— **Unter Freundinnen.** Fräulein Elise: „Martha, ich kann's nicht länger verschweigen — ich — ich habe über Dich geklatscht. Dich eine Lügnerin genannt, eine faule Person.“ Fräulein Martha (erleichtert aufatmend): „Gott sei Dank, ich glaubte schon, Du hättest Dich — verlobt.“ —  
— **Ehre, wenn Ehre gebührt.** Der Herr Revisor und der Herr Obercontroleur haben sich auf einer Gebirgsreise kennen gelernt und unternehmen gemeinsam eine Bergbesteigung, bei welcher der letztere ausgleitet und in den Abgrund stürzt. Voll Entsetzen schreit der Revisor: „Um Gottes willen, Herr Controleur!“ Darauf der andre: „Bitte, Ober-Controleur!“ und verschwindet in der Tiefe. —  
— **Modern Käufer:** „Sie haben hier Ansichtskarten vom Bundeschießen, wann hat denn das stattgefunden?“  
— **Buchhändler:** „Das wird erst im nächsten Jahre stattfinden.“ —

(Meggend. Hum. Bl.)

**Notizen.**

— „Der Tod des Tintagiles“ nebst zwei andren Dramen desselben Dichters ist soeben bei Diederich in Leipzig unter dem Titel: „Maurice Maeterlind, Drei mythische Spiele. Deutsch von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski“, erschienen. —  
— Das satirische Lustspiel „Die Wienerinnen“ von Hermann Bahr ist vom Berliner Theater zur Auf-führung angenommen worden. —  
— Zur Einführung in die Drestie des Keschlos hält Professor U. v. Bilamowit-Möllendorff im „Ademischen Verein für Kunst und Litteratur“ am Freitag im Architektenhaus einen Vortrag. —  
— „Der Bundschuh“, eine einaktige Oper von Joseph Meier, erzielte bei der Erstaufführung an der Wiener Hofoper einen Achtungserfolg. —  
— Saint Saens Oper „Samson und Dalila“ fand bei ihrer Erstaufführung im Dresdener Opernhaus großen Beifall. —  
— Das Konzert des Opernchors findet am 21. November (Vuhlag) unter Leitung des Kapellmeisters Dr. Rud. Stolt. Zur Aufführung gelangen Werke von J. Brahms, Handel und R. Wagner. —  
— Kapitän Hans Ruser von der Hamburg-Amerika-Linie ist mit der nautischen Leitung der deutschen Südpolar-Expedition beauftragt worden. —